



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fokke, Arnold: Über allen Gipfeln.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir wissen uns frei von der bleichen Furcht vor dem jetzt wieder umgehenden Umsturzgespenste. Wir glauben auch nicht, daß die sächsische Sozialdemokratie nun schleunigst ihr Heimatland umstürzen werde, selbst wenn sie eine tiefe einschneidende Verkümmernng ihrer politischen Rechte erlitten haben wird. Es kann aber doch, so sollten wir meinen, den Staatsmännern eines deutschen Einzelstaates nicht ganz gleichgiltig sein, wenn seine Sonderezistenz etwa von der Hälfte der eignen Unterthanen angefeindet wird. Wir leben im Zeitalter der politischen Überraschungen. Glaubt man ungestraft die Art an die eine Bestimmung der Reichsverfassung, z. B. an das allgemeine Wahlrecht legen zu können, so können leicht auch andre, so kann der ganze bundesstaatliche Aufbau des Reiches ins Wanken kommen. Wir bezweifeln, daß die Volksvertretung eines Einzelstaates, die nur von etwa 20 Prozent des Volkes berufen über ihm gewissermaßen in der Luft schwebt, eine zuverlässige Stütze auch des staatsrechtlichen Verhältnisses zum Reiche sein werde. Man sollte nicht vergessen, daß sich die ehemaligen „Annektionisten“ seiner Zeit fast ausschließlich aus den besitzenden Klassen rekrutierten. Ein so hoch entwickelter Industriestaat wie Sachsen sollte doch, wie es z. B. in dem hochindustriellen England gelungen ist, zu dem Hauptstock seiner Bevölkerung, den Industriearbeitern, ein Verhältnis finden können, daß sie ihn lieb gewinnen und auf Gedeih und Verderb auch mit ihm und nicht bloß mit dem Reichsganzen verbunden bleiben wollen.

Wir glauben ja nicht, daß unsre Worte die Staatserhaltenden der sächsischen Kammer von ihrem Vorhaben abbringen werden. Wir wünschen nur, daß sie sich dabei der unter Umständen sehr weittragenden Folgen ihres Schrittes bewußt bleiben möchten. Die äußerliche Ruhe, die der nichtsozialdemokratische Teil der Bevölkerung jetzt noch aufweist, ist trügerisch. Die Entfernung des einen oder des andern Radauredners aus den behaglichen Räumen des Dresdner Landhauses könnte mit der dauernden Entfremdung bis jetzt zufriedner und gut sächsisch gesinnter Volksteile leicht zu teuer bezahlt sein.



Über allen Gipfeln*)



ei Gelegenheit eines Protestes gegen die glücklicherweise zu Grabe getragene Umsturzvorlage hat Paul Heyse in der Zukunft erklärt, daß, da er bereits in seinem letzten großen Roman, dem „Merlin,“ sein Glaubensbekenntnis deutlich genug ausgesprochen habe, dies doch wohl den Zionswächtern der neuen Vorlage gegenüber nicht mehr nötig sei. Hieran kann den unbefangnen Leser zweierlei Wunder nehmen.

*) Roman von Paul Heyse. Berlin, W. Herz, 1895.

Erstens ist trotz Heyjes Ruhm die Voraussetzung auffällig, daß alle Welt so mit seinen Worten bekannt sein müsse, daß sie daraus seine Stellung zu den Kampfgesetzen der Regierung gegen den Umsturz entnehmen könne; zweitens muß geradezu Staunen erregen die als selbstverständlich hingestellte Ansicht, daß ein poetisches Kunstwerk die Tendenz ebenso deutlich erkennbar an der Stirn tragen müsse, wie das Wirtshaus sein Schild. Freilich stimmt mit dieser Theorie das künstlerische Verfahren des Dichters überein.

Ungefähr zu derselben Zeit, wo der „Merlin“ erschien, hatten auch zwei andre beliebte Romanschriftsteller neue Werke der Öffentlichkeit übergeben, Friedrich Spielhagen sein „Sonntagskind“ und Hans von Hopfen sein „Glänzendes Elend.“ An allen drei Erzählungen hob die antinaturalistische und antimoderne Kritik mit besondrer Genugthuung hervor, daß die Verfasser mit lobenswerter Entschiedenheit Stellung gegen die umstürzlerischen Neigungen der Gegenwart genommen hätten. Besonders über Paul Heyje hieß es, daß „unter der Roheit der Angriffe,“ die gewisse Litteraturrevolutionäre gegen ihn gerichtet hätten, es sein gutes Recht gewesen sei, „sei es mit Ironie oder dem Pathos begeisterter Überzeugungstreue die Irrgänge unsers modernen Geisteslebens zu beleuchten und zu beurteilen.“

Daß jeder Dichter das Recht hat, zu den jeweiligen Äußerungen des Zeitgeistes Stellung zu nehmen und, wenn er persönlich in die litterarischen Händel hineingezogen wird, sich mit aller Schärfe zu verteidigen, das ist so wenig irgend einem Zweifel unterworfen, daß man darüber kein Wort zu verlieren braucht. In dem ganzen Bereich öffentlicher Thätigkeit giebt es niemand, der mehr als der Dichter von der Natur selber dazu gedrängt würde, der Zeit an den Puls zu fühlen, sein Ohr an die Schwingungen der Volksseele zu legen. Denn gerade seine Aufgabe ist es, in allen Tönen wieder auszuklingen, was er in den Tiefen erlauscht hat. Aber nur das wenigste zieht leise und in sanften Akkorden durch die Räume der Welt. Das meiste schlägt lärmend, häufig beleidigend an das Ohr des Dichters. Nicht das ist die Frage, ob er überhaupt dazu Stellung nehmen, sondern wie er sie dazu nehmen soll.

Es mag überflüssig erscheinen, nachdem sowohl theoretisch wie praktisch die Vergangenheit längst über die Sache entschieden hat, ihre Erörterung hier noch einmal wieder aufzunehmen, aber die Verwirrung in litterarischen Dingen ist stellenweise so groß, daß man Mühe hat, nicht bloß die augenscheinlichsten Thorheiten aus dem Wege zu räumen, sondern auch den einfachsten von hohen, anerkannten Wahrheiten Raum zu schaffen. Über die Art, wie sich der Dichter in der Polemik zu verhalten habe, könnte man Beispiele aus allen Ländern und Zeiten herbeiholen. Hier genügt es, an das von Lessing gegebne zu erinnern. Jedermann weiß, wie er den Hauptpastor Goege abgethan hat, und wenn auch nicht alle Welt über das Wie im klaren ist, so unterläßt sie doch nicht, bei

jeder Gelegenheit auf die Thatsache hinzuweisen, daß im Nathan sein Glaubensbekenntnis enthalten sei. Aus beiden Thatsachen aber kann hier die dritte abgezogen werden, daß Lessing sein Verhalten jedesmal nach der Lage der Dinge einrichtete. Auf den groben Klotz gehörte der grobe Keil, und der schlug unter den Hieben des schärfsten Verstandes und glänzendsten Witzes unfehlbar durch. Als es sich aber um die ganze Sache handelte, die nicht bloß die seine, sondern mehr als jede andre die der Menschheit war, entstand der Nathan, der noch lange in Kunst und Leben für suchende Menschen der weithin sichtbare Wegweiser sein wird. In der Kunst nicht weniger als irgend eine der großen Dichtungen, die das Erbteil aller Völker sind. Lessing war allzu bescheiden, als er sich selber mehr für einen Mann der Wissenschaft als für einen Dichter erklärte. Mit dem Nathan allein kann man den Beweis vom Gegenteil führen, besonders darin, daß der Dichter, der in seinem Kunstwerk zur Menschheit sprechen will, selber gewissermaßen alles Menschliche abgestreift haben muß. Gott läßt seinen Regen strömen über Gerechte und Ungerechte; so soll auch der Dichter jenseits von Gut und Böse seinen Platz haben. Wenn das Friedrich Nietzsche mit seinen bekannten Worten gemeint hätte, könnte man ihm nur Recht geben. Es giebt aber keine Dichtung alter und neuer Zeit, weder Epos noch Drama, worin sich sein Schöpfer unsichtbarer über den Wolken hielt, aus denen sich Blitz und Donner der Handlung entladen, als der Dichter Lessing über den dramatischen Vorgängen, die sich in seinem Nathan abspielen.

Und doch enthält dieses Drama das Glaubensbekenntnis des großen Mannes. Warum auch nicht? Jedes Lied, jede Dichtung ist ein Teil von dem Leben und Sein, von dem Glauben und den Zweifeln seines Verfassers; es kommt nur darauf an, wie es sich äußert. Lessing hat mit dem Verfasser der Ilias und der Odyssee, mit dem Dichter des Nibelungenliedes, mit Shakespeare, mit Cervantes und Goethe das gemein, daß nicht er selber redet und handelt, sondern daß er das die Menschen thun läßt, die er in seine Dichtung hineinstellt. Von Lessing sieht und merkt man im Nathan gar nichts; alles, was geschieht, erscheint „als naturnotwendige Folge der auf die verschiedenen Charaktere wirkenden Beweggründe. Die folgerichtige Durchführung des Gedankens, der Schönheit der Sprache sind etwas sehr wesentliches, aber sie sind nicht die Hauptsache. Diese beruht in der völligen Abwesenheit jeder andern Tendenz, als der, die auf die Wahrheit gerichtet ist. Diese Wahrheit aber liegt nicht einseitig in dem Subjekt des Dichters, sondern in den Dingen, und zwar an ihrer Innenseite.“ Hier soll er sie ergründen und sie dann zur Darstellung bringen, ohne merken zu lassen, ob sie ihm selber Freude oder Verdruß, Lust oder Schmerz bereitet. Damit ist seine Thätigkeit keine andre, als die des ehrlichen Maklers, der von der Wahrheit, die er übermittelt, weder etwas für sich behält, noch von dem seinigen etwas hinzuthut. Je unmittelbarer diese

Ausrichtung geschieht, d. h. je weniger vom Subjekt in ihr haften bleibt, um so größer ist die künstlerische Wirkung.

Daß es Paul Heyse nur in geringem Maße gelungen ist, in seinem Merlin sein Glaubensbekenntnis auf die Handlung zu übertragen und sich selber aus dem Spiele zu halten, soll uns hier nicht mehr bekümmern. Daß aber dieselbe Erscheinung auch in seinem neuesten Roman zu Tage tritt, den er „Über allen Gipfeln“ betitelt hat, ist eine Thatsache, die schwer genug wiegt, um ihr einige Worte zu widmen.

In seiner neuesten Erzählung nimmt Heyse zu nichts geringerem als zur Nietzsche'schen Philosophie Stellung. Weshalb auch nicht? Wenn der unglückliche Basler Professor jetzt in so vieler Leute Munde ist, so wäre es geradezu wunderbar, wenn er nicht auch in irgend einem Buche des berühmten Münchner Romanciers paradierte. Freilich ist paradiere nicht der richtige Ausdruck, denn wie wollte er wohl zu einer Persönlichkeit passen, mit der Heyse so leicht fertig wird, und die er mit so leichtem Herzen über seine Bühne hinstolpern läßt wie Nietzsche? Ja, gegen die bösen Pfaffen und gegen die fast noch schlimmern Naturalisten, da muß man auf der Hut sein, da ist das schwerste Geschütz, an den richtigen Punkten aufgefahren, notwendig, ihren Angriffen zu begegnen. Aber Nietzsche? Erstens ist uns der Mann selber niemals zu nahe getreten, und wenn er im übrigen die Unklarheit in den Köpfen einiger sonderbaren Schwärmer noch vermehrt hat, so ist das ein Übel, das sich im Vergleich mit andern in der Trübsal unsrer Zeit verhältnismäßig leicht ertragen läßt. Nur beileibe eine Sache nicht tragisch nehmen, die in sich selber die Bestimmung trägt, ebenso rasch aus der Zeit zu verschwinden, wie sie hineingekommen ist. Versetzen wir ihr noch einige wohl angebrachte Stöße im Rücken, und das Ding gleitet schneller aus dem Gedächtnis der Mitwelt, als es darin aufgetaucht ist.

Man kann über die Philosophie des dem Wahnsinn verfallenen Professors ein durchaus absprechendes Urteil haben, aber die verächtliche Art, mit der sie Heyse behandelt, würde sich kaum irgendwo gut ausnehmen. Nirgends aber erscheint sie weniger am Platze, als in seiner neuesten Dichtung. Nicht deshalb, weil diese Verächtlichkeit dem Manne schaden möchte, gegen dessen Sache sie gerichtet ist, denn der befindet sich längst jenseits von gut und böse, wo ihm nichts mehr wehthun kann, sondern weil sie dem Werke des Dichters selbst nicht weniger Abbruch thut, als wenn er in irgend einem andern Roman die dichterischen Laufgräben gegen seine Widersacher von der Theologie und vom Naturalismus eröffnet. Der Vorwurf der Subjektivität und der verstimmenden Absichtlichkeit kann dem neuesten Erzeugnis seiner Muse, in dem er mit leichten Waffen kämpft, so wenig erspart werden, wie dem Merlin, wo er mit dem ganzen Apparat dichterischer Mittel arbeitet.

Um mit der Inhaltsangabe nicht länger hinter dem Berge zu halten:

den romantischen Kern des Buches bildet eine Liebesgeschichte, die sich zwischen dem preußischen Legationsrat Erk von Friesen und der Malerin Madeleine Valentin abspielt. Um ihn steht ein Kranz von handelnden Personen, die, ebenso wie den Protagonisten und seine Geliebte, die Hauptstadt eines thüringischen Fürstentums aus dem Adel und den ersten Kreisen des Bürgerstandes hergibt. So kurz die Liebesgeschichte ist — sie hat allerdings ein Vorspiel von sieben Jahren, die aber außerhalb ihres Rahmens liegt —, so hat sie doch ihre ernstesten Gefahren. Leider treten die Hindernisse, die sich der Vereinigung der beiden Liebenden entgegenstellen, nicht von außen an sie heran, sondern wachsen aus ihrem eignen thörichten Herzen hervor. Thorheiten werden nun freilich überall in der Liebe gemacht, aber hier ist es denn doch zu schlimm. Wenn sich die beiden nach ihrer siebenjährigen Trennung nur einmal recht fest ins Auge hätten sehen wollen, so wäre all der Spektakel nicht notwendig gewesen. Aber da das nicht geschieht, so wird die Entfremdung zwischen ihnen immer größer, und Lene, die sonst, wie uns der Dichter versichert, ein ganz vernünftiges Frauenzimmer ist, verlobt sich sogar mit einem Gelehrten, dem fürstlichen Gartendirektor Dr. phil. Steinbach, der darüber fast sprachlos wird und — das ist ein wirklicher und wahrer Zug in der Zeichnung der Charaktere — mit seinem Glücke nichts anzufangen weiß. Wenn er das gewußt hätte, so würde er auf die Verlobung möglichst bald die Hochzeit haben folgen lassen, und der Legationsrat hätte das Nachsehen gehabt. Aber wo wäre wohl jemals ein Gelehrter auf die Dauer einem Diplomaten überlegen gewesen! Dieser besinnt sich, nachdem er viele unkluge Streiche gemacht hat, auf sein Handwerk und drängt, was er gleich von Anfang hätte thun sollen, seinen Nebenbuhler noch im letzten Augenblick aus dem Wege. Durch eine geschickt angelegte Intrigue — moralisch ist sie nicht — lockt er den Gelehrten auf ein Schiff, das von der Regierung zur Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke in den Tropen ausgerüstet worden ist, und schießt ihn so auf vier Jahre in alle vier Winde. Dadurch wird die Bahn wieder frei, und Lene, die zu der Einsicht gelangt, daß mit dem für seine Pflanzen schwärmenden Botaniker besser Wissenschaft zu treiben als Hochzeit zu halten ist, thut nun auch dem Zuge ihres Herzens nicht lange mehr Zwang an.

Wenn Heyse nur mit dieser Liebesgeschichte das Interesse hätte fesseln wollen, so würde er bei dem verständigen Teile der Leser noch weniger Glück haben, als er so schon hat. Aber der Dichter weiß, daß sich der Mensch mit bloßer Romantik ebenso wenig abspeisen läßt wie mit trockner Philosophie, und so muß eins dem andern helfen. Das eigentliche Spiel im Stück haben die beiden Personen in den Händen, die nach dem Willen des Dichters die Vertreter des „Nießscheanismus“ sind. Die eine kennt der Leser schon, es ist der Legationsrat. Aber er ist noch nicht der vollständige Übermensch, der soll er erst noch werden. Trotzdem, daß er vieler Menschen Länder gesehen und

die Menschen selber verachten gelernt hat, und obgleich er ein ladies killer genannt wird, wenn auch nicht mit diesen Worten, so hastet ihm doch manches an, was ihn hindert, in das bekannte Jenseits hinüberzuspringen. Den letzten Rest soll ihm der andre geben, der, wenn man seinen Worten glauben darf, im Besitz aller Weihen im Orden der Übermenschen ist. Das ist der allmächtige Minister in dem Fürstentum Hechelkram, der Freiherr von Lindenau, ein Autokrat und wahrer Tyrann, der seinen Fürsten durch Intriguen lenkt und in den Unterthanen alle Regungen und Anläufe zu zeitgemäßen Besserungen mit schwerer Faust niederhält. Dieser, das Urbild des Niezschischen Radikal-aristokraten nach Heysses Vorstellung, hat den Plan, dem von ihm regierten Krähwinkel noch vor seinem Tode einen Nachfolger in der Beherrschung des Landes zu geben, der, von denselben Grundsätzen geleitet, Sorge trägt, daß nicht mit seinem Hinscheiden das glückliche Volk der Hechelkramer der in den Nachbarstaaten beliebten Herdenviehverwaltung anheimfällt. Um diesen Plan zu verwirklichen, bedarf es eines kongenialen Mannes, der sich sonst im ganzen Fürstentum nicht findet, aber plötzlich und zu guter Stunde in der Person des Herrn von Friesen auf der Bühne erscheint. Auch sonst läßt sich die Sache gut an. Denn da der junge Diplomat mit allen andern Dingen außer mit seiner Liebe ganz vortrefflich von der Stelle kommen kann, so zögert er nicht lange, den Vorschlägen des Ministers Gehör zu geben. Als Gemahl der Tochter des mächtigen Mannes und als Günstling der Fürstin will er lernen, Land und Volk in dem gewünschten übermenschlichen Sinne zu regieren. Alles ist bestens eingeleitet. Schon ist er im Begriff, in einem zärtlichen tête à tête mit der jungen, schönen Landesmutter über die Grenze hinwegzusetzen, an deren andern Seite ihm die Unterscheidung zwischen Gut und Böse kein Mißbehagen mehr machen soll, da verhindert den ganzen schönen Plan — der Zufall. Es ist die Malerin Lene Valentin, die gerade noch zur rechten Zeit kommt, um den Geliebten zwar für sich zu verlieren, aber für das Diesseits zu retten.

Selbstverständlich ist mit dieser unbeabsichtigten Intervention alles in die Brüche gegangen. Freilich die Liebe wird im Sturm noch irgendeine Planke finden und sich in den stillen Hafen retten; aber mit den Plänen für das Glück des Hechelkramischen Volks ist es ein für allemal vorbei. Der Minister ist zwar wütend, als er hört, daß sein Zögling aus dem fürstlichen Schlosse entflohen ist und nicht dahin zurückkehren will, aber das hilft ihm nichts. Im Gegenteil, selbst er, der doch so selbstherrlich über alles Menschengewimmel hinwegschreitet, muß wieder zurück in die Welt, in der man an Gute und Böse glaubt. Den Legationsrat rettet der Zufall, ihn selbst die menschliche Schwäche, die auch sein Erbteil ist. Infolge von Verdauungsbeschwerden oder aus irgendeinem andern Grunde trifft ihn der Schlag, da findet er in der Friedlosigkeit, die auf weichem Lager sein Gemüt quält, nur Ruhe in den

Armen seines natürlichen Sohnes, eines braven Mannes von der Volksschule, den er während seiner Fahrt durchs jenseitige Land nie gekannt und geliebt, sondern nur verfolgt und gequält hat. Also auch er wird durch eine Liebe und ein Mitleid, von der die Philosophie Nietzsche nichts wissen will, einem bessern Leben wiedergewonnen.

Man sieht, worauf dies alles hinaus soll. Paul Heyse will in einem dichterischen Kunstwerk nicht den wissenschaftlichen Beweis bringen, sondern durch Vorführung lebendiger Menschen ad oculos demonstrieren, daß es mit der Lehre des Philosophen Nietzsche nichts sei. Gewiß eine sehr schöne poetische Aufgabe. Aber man darf die Absicht nicht zu sehr merken lassen. Gewöhnlich tritt die Absicht in einem unleidlichen Zuviel hervor, aber sie kann sich auch in einem unangenehmen Zuwenig bemerkbar machen. Ich habe gesagt, daß der Dichter dem ehrlichen Makler vergleichbar sei, der bei der Vermittlung der Wahrheit nichts für sich behalte. Daß nun Heyse in dolofer Weise etwas von dem, was er gehabt hat, für sich zurückbehalten habe, wird im Ernst niemand behaupten wollen. Es bleibt also nichts weiter übrig als die Annahme, daß er gar nicht gehabt habe, was er hätte bringen müssen. Um nicht zu weitläufig zu werden, sondern möglichst verständlich zu reden, ich muß glauben, daß Heyse das richtige Verständnis für die Bedeutung Nietzsches abgeht. Mag diese sein, welche sie will, sicher hat sie gerechten Anspruch darauf, tiefer und ernster erfaßt zu werden, als es in diesem Roman geschieht. Da ihr dieses Recht nicht zugestanden wird, so rächt sie sich sofort an der Erzählung selbst, wie sich alles im Leben rächt, das schief oder verkehrt angefaßt wird. Dadurch, daß er seinen Personen das eine oder das andre Zitat aus den Werken des Philosophen äußerlich anhängt, kann der Dichter keinen Glauben an ihr wirkliches Leben erwecken, noch weniger, wenn er dieses Leben so oberflächlich nach den nur subjektiv und mit Vorurteil erfaßten Grundsätzen jener Philosophie gestaltet. Das einzige, was mit einem solchen Verfahren erreicht wird, ist, daß er die eigne Hand sehen läßt, die mit Ziehen und Schieben nur eine ganz notdürftige Bewegung in die Glieder seiner Figuren hineinbringt. Wo würde auf dem Jahrmarkt der Lenker des Kasperletheaters bleiben, der seine Hände nicht in der Versenkung halten könnte?

Was soll ich sonst noch über die Dichtung sagen, als daß sie außer den Hauptpersonen einige andre Gestalten aufzuweisen hat, die wirklich einige Anlage zum Leben haben? Das ist aber auch alles. Von der Sprache kann man nur sagen, daß sie die allbekannte schöne Heyse'sche ist; nur schade, daß sie nicht aller Sünden Menge zu bedecken vermag. Weshalb der Roman den Titel „Über allen Gipfeln“ trägt, ist mir nicht klar geworden.

Friedenau

Arnold Hoffe

